

OH BABYLON, OH CALCUTTA

SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber über den Niedergang von New York City



Traumstadt New York: „Eine biblische Stadt ...“

Noch ist New York City eine Stadt, nein: die Stadt, die Stadt an sich, Metropolis des zwanzigsten Jahrhunderts, Kapitale des Kapitalismus, Symbol der westlichen Zivilisation. Das wird sich ändern, bald. New York geht zugrunde, langsam, aber stetig. New York geht zugrunde an sich selber. Das Symbol wird zum Menetekel.

Dies ist der Augenblick für ein Requiem bei Lebzeiten.

Nicht, daß die Stadt verschwände, abgerissen würde, aufgegeben. Die Häuser, die Türme bleiben stehen, solange jemand einen Profit davon hat; und das gilt auch für alles übrige. Eine sterbende Stadt ist New York nicht. Es ist eine kaputte Stadt — ein Gemeinwesen ohne Gemeinsinn, „eine biblische Stadt“, sagt Norman Mailer, „die gefallen ist aus der Gnade Gottes“.

Vielleicht ist New York a priori unmöglich — immer unmöglich gewesen, ein unmögliches Wagnis, „the impossible dream“, diese Acht-Millionen-Ansammlung aller Rassen und Klassen auf einem Insel-Archipel: eine Stadt, in der Neger und Hellhäutige, Europäer und Asiaten, Juden und Mohammedaner frei von Zwängen eine neue Gemeinschaft bilden — eine Traumstadt. New York ist diese Stadt nicht.

New York ist, was passiert, wenn privater Reichtum und öffentliche Armut, ungehemmt in die Extreme getrieben, aufeinanderprallen. New York ist, was passiert, wenn Reformen unterbleiben, weil sich nie genügend Leute darauf einigen können, was das gemeine Wohl sei und was es erfordere. New York ist, was passiert, wenn

bei der Lösung öffentlicher Aufgaben der Profit die Planung erschlägt. New York kann auch uns passieren.

„Do your thing“, sagen die New Yorker. Es ist ihr erstes Gebot und ihr letzter Ausweg. Mach deinen Kram — und basta. Schau, wo du bleibst. Sieh zu, wie du durchkommst. „Do your thing.“ Jeder sagt das: Ich mach' meinen Kram — und alles andere kann mir gestohlen werden ...

Alas, es wird gestohlen. Und manchmal wird auch noch der Eigentümer umgebracht. „Do your thing“ ist zum Schlachtruf eines permanenten zwischenmenschlichen Bürgerkrieges geworden, alle gegen alle, jeder gegen jeden.

„Du kannst mit ausgestreckter Hand dahergehen, und man wirft dir Asche in die Mütze“, hat Henry Miller, der hier geboren ist und der die Heillosigkeit dieser Stadt besungen hat wie Walt Whitman ihre Glorie, schon vor gut dreißig Jahren geschrieben. „Reich oder arm, sie gehen ihres Weges mit zurückgeworfenem Kopf und brechen sich fast den Hals, um emporzublicken zu ihren schönen weißen Gefängnissen. Sie gehen wie blinde Gänse, und die Suchscheinwerfer bestrahlen ihre leeren Gesichter mit ekstatischen Flecken.“

Und heute? Ein Tag in New York, ein typischer Tag, beschrieben von einem Zeitgenossen, der jetzt dort lebt:

Frühmorgens die Entdeckung, daß über Nacht jemand am Schloß der Wohnungstür herumgekratzt hat. Auf dem Bürgersteig vor dem Haus verstreuter Müll, aber niemand erreichbar, der sich für die Schweinerei zuständig fühlt. In der U-Bahn der Ge-

ruch nach etwas Fäkalischem, dazu der heiße Atem des Nebenmannes. Der Zug bleibt hängen, steht eine Weile im Tunnel. Mit Verspätung zur Arbeit.

Im Büro ein Versuch zu telefonieren — kein Amtszeichen. Warten auf das Amtszeichen, dann ein Anruf nach Brooklyn: nichts. Kein Besetztsymbol, kein Amtszeichen, einfach nichts.

Später ein Anruf beim Sanitation Department, Beschwerde wegen des Mülls auf dem Trottoir. Das Sanitation Department hat sich in „One moment please“ umbenannt. Der Moment dauert 17 Minuten, und die Verbindung wird getrennt. Man beschließt, ein Telegramm zu schicken, und wählt die Nummer der Western Union. Das Telefon klingelt 147mal, und man gibt auf.

Den Heimweg verstellt, nebst dem Müll, ein breitschultriger Hippie: „Haste sieben Cents, Mann?“ Du starrst krampfhaft an ihm vorbei, und er schreit etwas Schweinisches über deine Mutter hinter dir her. Du steigst die Treppe hinauf, öffnest die Tür, und das Fernsehgerät ist weg, die Schreibmaschine ist weg, das Tonbandgerät ist weg. Also, ruf die Polizei an und teile mit, daß du ausgenommen worden bist. Die Uniformierten schreiben deinen Namen auf.

Zwei Tage später kommt ein Detektiv vorbei, nimmt den Einbruch zur Notiz, gibt Ratschläge beim Ausfüllen eines Vordrucks, und das wär's dann. Man schaltet das neue Fernsehgerät ein, und die Bilder auf der Mattscheibe sind schwach und wie verwackelt, weil die heranwachsenden Zwillingstürme des World Trade Center, demnächst die höchsten Häuser dieser Stadt, 110

Stockwerke, 412 Meter, zeitweilig den Empfang stören.

So viele Jahre ist es noch gar nicht her, bemerkt der liberale Kolumnist Pete Hamill in der „New York Post“, da hatten die New Yorker drei bevorzugte Gesprächsthemen: ihre Jobs, ihre Wohnungen und ihre Liebesaffären. Heute, sagt er, gibt es nur noch ein Thema: abhauen.

„Die Stadt ist für eine Menge Leute gestorben“, so Hamill, „die sie mehr geliebt haben als irgendeinen anderen Ort auf Erden. Gehen Sie mal auf eine Party — irgendeiner spricht immer von einem Stück Land in Vermont, oder von einem Ort in Pennsylvania, über den er reden gehört hat. Ein Bekannter von mir, der 1968 ein sehr wichtiger Mann für Eugene McCarthy's Wahlkampf war, hat sich eine ‚fall-back position‘ in Boulder, Colorado, gemietet. Und ich habe mindestens noch ein Dutzend Bekannte, die vom Wegziehen reden.“

Sie reden alle so, oder so ähnlich, wie dieser Public-Relations-Mann in Manhattan: „Man kann einfach den Tagesablauf nicht mehr planen. Die Post kommt nicht pünktlich. Man kriegt keine Boten mehr. Was immer man auch besorgt haben will — bei fast jedem Auftrag muß man telefonisch nachfassen. In der Stadt sind keine Taxis zu bekommen. Alles, was andere für einen erledigen, muß man selber noch mal nachprüfen. Es ist die Mühe einfach nicht mehr wert.“

Rien ne va plus. Der Begriff Öffentliche Dienstleistungen ist in New York allmählich zu einem Synonym für Zusammenbruch geworden.

Anzeichen dieser Entwicklung kann man seit Jahren in den Haushaltsplänen finden, deren Wachstum nachgerade an ein aufschiefendes Contergan-Kind erinnert. Von 1964 bis 1968 zum Beispiel ist die Budgetsumme der Stadt insgesamt um 80 Prozent gestiegen, die Zahl der öffentlichen Be-



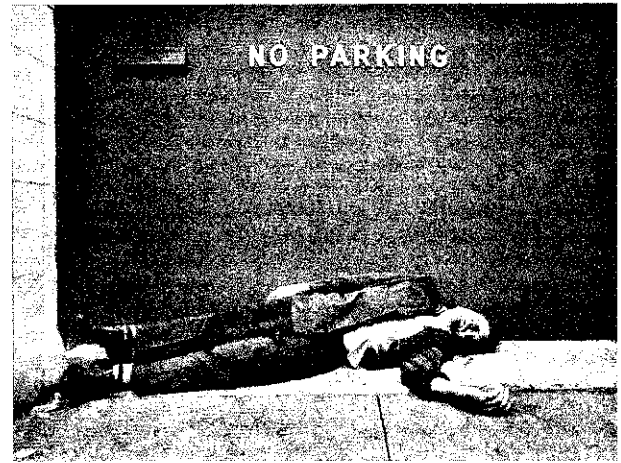
Verkehr



Verbrechen



Rauschgift



Alkohol



Stum



Müll

... die gefallen ist aus der Gnade Gottes": Alptraum New York

diensteten aber nur um 20 Prozent. Das Budget der New Yorker Polizei etwa ist im selben Zeitraum um 65 Prozent erhöht worden, die Zahl der Polizisten aber nur um 25 Prozent. Eine Änderung dieses Mißverhältnisses ist so gut wie ausgeschlossen: Die Stadt kann kaum die — unter wachsendem Streikdruck geforderten — Lohnerhöhungen bezahlen, geschweige denn mehr Bedienstete einstellen.

Dabei hat New York City bereits eine gewaltige Armee, 350 000 Menschen, in ihren und ihrer Bürger Diensten. Bloß wird die New Yorker Armee nicht von einem Generalstab befehligt, auch nicht von modernem Management, sondern von einer ebenso gigantisch wie planlos zusammengestückelten, der Übermacht der Interessen hoffnungslos preisgegebenen Bürokratie, deren Undurchdringlichkeit und Ineffektivität die brutalen

schon nicht zu ihren Füßen. Es gibt gute, wohlhabende Gegenden, da klappt die Müllabfuhr; da haben die Anwohner sowohl genug Sinn für Sauberkeit als auch genug Macht, der Bürokratie einzuweichen. Andernorts, wo die Anwohner beides nicht haben, kommt die Sanitation seltener hin.

Während in den letzten zehn Jahren die New Yorker Bevölkerung, roh gerechnet, bei acht Millionen etwa konstant geblieben ist, hat der Abfall der Haushalte um 40 Prozent zugenommen, Büchsen, Plastikbehälter, Einwegflaschen — die Autos nicht gerechnet.

Ungefähr 2000 bis 3000 Autowracks stehen ständig am Rande der New Yorker Straßen, aufgegeben, ausgeweidet, Nummernschilder entfernt, Eigentümer unbekannt; rund tausend pro Woche läßt die Stadt wegschleppen, das kostet zwischen zwei und

Fenster. Der Hinterhof ist knöcheltief voll Müll, in dem zuweilen Kinder spielen. Wer kümmert sich?

„Ich bin der Hauswirt — aber“, sagt der Hauswirt, „das ist nicht mein Hof. Das ist ein Stadt-Hof. Nämlich, wenn es mein Hof wäre oder Ihrer, dann wäre es unsere Aufgabe, ihn zu säubern, oder? Also gilt das auch für die Stadt. Also sollte sie auch aufpassen, daß die hier keinen Müll in den Hof schmeißen. Klar? Aber es kümmert sich ja keiner mehr heutzutage.“

Oder doch? Da hat sich vor kurzem die „Association for a Better New York“ zusammengetan, eine private Vereinigung von New Yorker Geschäftsleuten, die für ihr eigenes Geld und mit ihrem eigenen Personal etwas für die Verbesserung des so grausig angeschwärzten Image der Stadt tun wollen. Als erstes planen sie ein privat organisiertes Straßenreinigungsprogramm in Midtown Manhattan zwischen Zweiter und Achter Avenue, zwischen der 34. und der 57. Straße.

Weil nämlich die Mitglieder der Association die meisten Gebäude in diesem Teil der Stadt ohnehin entweder besitzen oder managen, werden sie ihr technisches Verwaltungspersonal künftig dazu verpflichtet, nicht nur die Bürgersteige, sondern auch die Straßen und die Rinnsteine vor diesen Gebäuden sauberzuhalten — selbstverständlich nicht, ohne vorher den Segen der Müllkutscher-Gewerkschaft eingeholt zu haben.

„Die Absicht ist“, sagt einer der Gründer der Association, „die ganze Gegend so sauber zu machen wie Rockefeller Center, das bereits seine eigene Straßenreinigung hat.“

Das Motiv dieser unverhofften Bürgerinitiative wird freilich erst dann völlig klar, wenn man die Zusammensetzung der 127 Mitglieder der Association in Betracht zieht: Es handelt sich fast durchweg um Unternehmungen, deren Geschäftsgang durch den schlimmen Zustand und das sinkende Ansehen der Stadt unmittelbar gefährdet ist.

Robert Tisch, Präsident der „Loew's Corporation“, die Hotels und Kinos in der Gegend betreibt, nennt die neue Vereinigung einen „Verzweiflungsschritt“. Dies verdeutlicht, arglos, Alton Marshall, Präsident des Rockefeller Center: „Schließlich gibt es keine besseren Motive als eigennützige.“

Die Herren aus der Immobilienbranche zum Beispiel, die in der „Association for a Better New York“ besonders stark vertreten sind, wollen endlich mal wieder ins Wohnungsbaugeschäft kommen. „Wir haben seit sechs Jahren kein Apartmenthaus in New York gebaut“, klagt Alan V. Tishman von der „Tishman Realty“. Und Lewis Rudin vom „Rudin Management“ fügt hinzu: „Wir seit acht Jahren nicht.“

Wahrhaftig: Der private Wohnungsbau ist derzeit kein Geschäft in New York City. Steigende Bodenpreise, steigende Baupreise, erschwerte Finanzierungsbedingungen, das 1969 hier beschlossene „Mieten-Stabilisierungsgesetz“, das speziell die Neu-



New Yorks Bürgermeister Lindsay: Leben am Fuße des Vulkans

Proportionen des World Trade Center erreicht haben.

John V. Lindsay, Bürgermeister dieser Stadt, gestützt auf Minderheiten, liberaler Mann nach der Mode, dessen gefriergetrocknetes TV-Lachen alles zudecken kann, bis auf seine Ambitionen, hat einmal gesagt, bei seinem Amtsantritt 1965 habe die Stadtregierung „buchstäblich selber nicht gewußt, was sie eigentlich tat“. Es ist die Frage, ob sie das heute weiß.

„Ich würde vierzehn Tage brauchen“, sagt Barry Gottehrer, immerhin einer der Kommandanten von Bürgermeister Lindsays Krisenstab (Urban Action Task Force), „nur um den Mann zu finden, der für den nicht abgeholten Müll in meiner Straße zuständig ist.“ Und dann wäre der Müll noch längst nicht weg.

Public Service? Public ist ein Rätselwort in New York, Service beinahe ein Schimpfwort.

New York war nie eine saubere Stadt. Jetzt ist sie dreckig. Der Dreck wächst wie die Wolkenkratzer, wenn-

zehn Dollar pro Stück, Schrottwert schon abgezogen.

Dreck zieht Dreck an. Auf eine Straße, über der bei starkem Wind die alten Zeitungen wie Drachen kreisen, schmeißt jeder seine Zigarettenschachtel oder was sonst er loswerden will, ex und hopp, alle tun es, also kümmert sich keiner. Wessen Sache wäre es denn auch? „Let the Sanitation people do their thing.“

Aber von 70 000 neuen Sanitation-Mülltonnen ist ein Drittel erst mal von den präsumtiven Benutzern geklaut worden. Die Leute in den Slums haben sie gern als Einrichtungsgegenstände verwendet, anstelle eines Tischbeins zum Beispiel.

Es gibt eine Menge Häuserblocks wie diesen in East Bronx, 174. Straße, unweit Washington Avenue: zwei verkommene Mietshäuser, dazwischen ein Stück Hinterhof. Die Mieter, zur Hälfte Puertoricaner, zur Hälfte Farbige, viele von ihnen Fürsorge-Empfänger, nehmen sich kaum die Mühe, ihren Abfall vors Haus zu tragen. Sie kippen das Zeug eben aus dem



Reiches New York: Kolonialherren im Dschungel

bau-Mieten in Grenzen halten soll, und die Flucht der zahlungskräftigen Mittelklasse-Kunden in die Vorstädte haben privaten Wohnungsbau unrentabel gemacht. Also gibt es bei weitem nicht genug.

Seit 1969 werden in New York City wenig mehr als 3000 Wohnungen im Jahr privat finanziert und gebaut. Die Stadt als Bauherr errichtet immerhin 17 000. Und wenn man einrechnet, daß etwa 10 000 Wohnungen im Jahr als baufällig abgerissen werden, dann ergibt sich ein jährlicher Zuwachs von 10 000 Wohnungen.

Aber die Rechnung ist falsch. Sie ist ohne die Hauswirte gemacht, die keine Hauswirte mehr sein wollen, weil es sich nicht mehr rentiert, Hauswirt zu sein, die ihre Häuser aufgeben, im Stich lassen, einfach stehenlassen wie ein kaputtes Auto voller Passagiere.

Auf diese Weise verliert New York City 30 000 Wohnungen im Jahr — Obdach für mehr als 80 000 Menschen. Das ist so, als fielen zehn bis fünfzehn mittelschwere Hurrikans über die Stadt her, jedes Jahr, seit wenigstens drei Jahren. Die Erosion des New Yorker Wohnraum-Bestandes hat die Wucht und die Wirkung einer Naturkatastrophe erreicht. Eine neue Steppe entsteht — Steppe inmitten der Stadt.

Eine halbe Stunde Fahrt mit der U-Bahn vom Times Square, weiter ist die Steppe nicht mehr weg. In West Bronx, in South Brooklyn, da gibt es Straßen, die aussehen wie zerbombt. Nicht der Müll, der Schutt türmt sich zu Bergen. Der Wind tändelt mit den Türen, die an geborstenen Wänden hängengeblieben sind, ein buntes Stück Vorhang weht zwischen nackten Steinen. Die Kulisse des Bürgerkrieges.

Man trifft nicht viele Menschen. Ein paar Höhlenbewohner sind geblieben, mißtrauisch, feindselig, trotzig. Jemand hat den Eingang zu seiner Ruine knallrot gestrichen. Ein Kind wirft plötzlich einen Stuhl aus dem Fenster einer verlassenen Wohnung auf die Straße.

Angefangen hat das Unglück, dieser Teil des Unglücks, paradoxerweise mit dem Bau-Boom der Nachkriegsjahre, der bis ungefähr 1965 anhielt und über eine halbe Million neue Wohnungen zeitigte. Die Gutsituierungen zogen um, sofern sie nicht gleich in die Vorstädte gingen. In die alten Häuser rückten Ärmere nach, Neger, Puertoricaner. Der Marktwert solcher Gegenden sank, der Verschleiß der Häuser nahm zu. Die Hauswirte begannen, das Interesse an der Erhaltung ihrer Gebäude zu verlieren.

Hinzu kommt der Mietstopp, den die Stadt gesetzlich über allen bis 1947 errichteten Wohnraum verhängt hat und der es ihr ermöglicht, die Mieten der Altbauwohnungen ohne Zustimmung des Eigentümers künstlich niedrig zu halten — meist weit unter der Kostendeckung. Liefse die Stadt kostendeckende Mieten zu, dann müß-

te sie an etwa 600 000 einkommensschwache Familien, zumeist Wohlfahrtsempfänger, Mietbeihilfen zahlen.

Da die Stadt das aber finanziell nicht verkraften kann, reichen (nach einer Untersuchung der Rand Corporation) die Mieterlöse von 722 000 Wohnungen nicht mehr aus, auch nur die gängige Instandhaltung zu finanzieren. Und unterdessen ist es für viele Hauswirte billiger geworden, ein Haus aufzugeben, als es zu vermieten und instand zu halten — auch wenn sie ihre Hypothekenschuld inzwischen abgetragen haben.

Eli Cooper zum Beispiel, New Yorker Hausbesitzer, hat zwölf ältere Mietshäuser in der Bronx. Eins davon, sechs Stockwerke, 24 Wohnungen, alles in allem ein typischer Fall, bringt ihm nach der letzten von der Stadt genehmigten Mieterhöhung 20 800 Dollar im Jahr ein. Die Mehreinnahmen (800 Dollar) gehen bis auf den letzten Cent für höhere Steuern drauf. Außerdem zwingt eine neue New Yorker Umweltschutz-Verordnung den Hauswirt, besseres Heizöl zu verbrennen, das den Verbrauch um 20 Prozent erhöht und wesentlich teurer ist. Seine Feuerversicherung hat die Prämien neulich verdoppelt. Die allgemeinen Unterhaltungskosten sind mit den Preisen gestiegen. Eli Cooper schätzt, daß er 1800 Dollar im Jahr an dem Haus verliert.

„Das heißt“, sagt er, „ich werde das Dach vernachlässigen müssen“ (das undicht ist). Und das wiederum heißt auf die Dauer: Die alten, verlässlichen Mieter werden ausziehen, ärmere, vielköpfige Familien werden sie ersetzen; das Haus wird immer reparaturbedürftiger werden und immer teurer zu erhalten sein. Es ist abzusehen, daß Eli Cooper dieses Haus eines Tags aufgeben wird.

Eines Tages also zieht der Hausmeister weg, die Heizung wird abgestellt,



Armes New York: Flüchtlinge im Asyl

dann das Wasser, bald auch der Strom. Die Mieter fliehen, nehmen mit, was sich zu Geld machen läßt, manche legen sogar Feuer. Der Rest ist Vandalismus.

„Das ist wie Krebs“, sagt Edward J. Logue, Chef der Urban Development Corporation, „das wächst, das wuchert, das kriecht über die Straße und durch den Hinterhof in den nächsten Häuserblock.“ In 60 bis 90 Tagen, so lehrt die Erfahrung, kann eine ganze Straße sterben.

Metastasen bilden sich sogar schon an der Fifth Avenue, dieser Renommierstraße der Überfluggesellschaft. Best & Co., an der 51. Straße, eines der ältesten, angesehensten Kleidergeschäfte der Stadt, hat zu, die leeren schwarzen Schaufenster machen Löcher in die Stuyvesant-Kulisse. De Pinna's, noch so ein Luxus-Laden, gegenüber von Best & Co., ist ebenfalls ausgezogen.

Das liegt nicht an mangelndem Umsatz — reiche Leute, auch Snobs, hat die Stadt noch genug. Das liegt vielmehr daran, daß Best & Co. (und auch die anderen) mehr Profit machen, wenn sie ihren Laden schließen und samt Grundstück an ein Unternehmen verkaufen, das dort einen Büroturm erstellen will. Denn die Grundstückspreise und also auch die Mieten dieser Gegend von Midtown Manhattan sind derart in die Höhe gegangen, daß fünf- bis zehnstöckige Gebäude, wie die guten alten Geschäfte an der Fifth Avenue, eben unrentabel werden. Ein Wolkenkratzer an derselben Stelle hingegen würde, voll vermietet, demgegenüber ein Vermögen einbringen.

Ungefähr 25 Fälle wie den von Best & Co. haben Grundstücksspekulanten noch auf der Liste. Und Bürgermeister Lindsay versucht, ihnen mit Zuckerbrot und Peitsche (nämlich mit Bauvorschriften, deren Einhaltung Profite bringt) zuzukommen, denn er weiß: „Ohne irgendeine Form von öffentlicher Intervention könnte Fifth Avenue aus einem internationalen Boulevard zu einer von anonymen Bürogebäuden gesäumten Straße werden.“

Ähnliches hat die Park Avenue durchgemacht — und nicht nur die Park Avenue. Tatsächlich wird die ganze Stadt in nahezu ununterbrochenem Wechsel durch eine andere Stadt abgelöst. Reichlich 300 Jahre ist New York alt, aber davon zeugen allenfalls noch Bücher. New York gibt es nur im Präsens. An ihrer Vergangenheit ist die Stadt nicht interessiert; und ob sie eine Zukunft hat, das weiß der Teufel.

Was abgeschrieben ist, wird auch abgerissen, und der Profit bestimmt, was neu entsteht — und wie. Nicht Architektur hat die gläserne Büroschlucht der mittleren Park Avenue geformt, sondern (mit wenigen Ausnahmen) die steuergünstigste Ausnutzung der Bebauungsvorschriften. Erst mußten Steuern untergebracht werden, dann Menschen.

So ist entstanden, was der Romaner und Reporter Norman Mailer (der 1969 tatsächlich Bürgermeister von New York City werden wollte) „eine

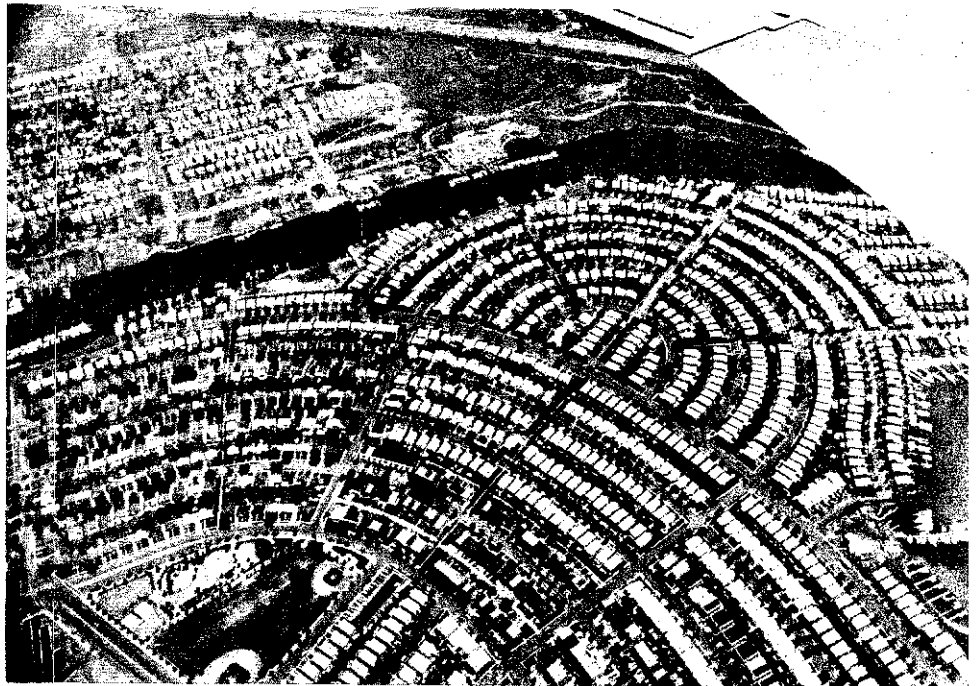
unermeßliche Ode und eine ungeheure Monotonie, eine Übelkeit ohne Krämpfe“ nennt — diese luziferischen, Licht tragenden und Licht spiegelnden Bauten an der Park Avenue. Die Manager, die sie errichtet haben, und auch die Leute, denen sie gefallen, sind für Mailer „im Unterbewußtsein totalitär. Sie wollen die Ode und die Monotonie ihres eigenen Lebens auch der Umgebung und der Landschaft aufzwingen“.

Mindestens haben sie viel Geld verdienen wollen. Der Bau von Bürotürmen war das große Geschäft der letzten zehn Jahre. New York, Zentrum des Handels, der Finanzen und der Publizistik, die Prestigeadresse der Nation — der Bedarf an Büroraum schien unerschöpflich. Noch heute haben von den 500 größten Gesellschaften des Landes 125 hier ihre Hauptquartiere. Ein Drittel des gesamten

wechseln wollen. Mr. Yaseen verhandelt dieserhalb zur Zeit mit 24 stadtmüden Gesellschaften. Der New Yorker Gouverneur Nelson Rockefeller hat die Zahl der Firmen, die über ihren Abzug aus der Stadt verhandeln, sogar mit 42 angegeben.

Alle reden vom Abhauen — und die Geschäftsleute reden nicht nur davon. Der „Business Exodus“ bedeutet längst nicht mehr nur das Ende des Schuhmachers an der Ecke, des Antiquars, des Bäckers, überhaupt der kleinen Geschäfte, die buchstäblich über Nacht verschwinden, fast lautlos zusammenklappen unter der Last steigender Mieten, steigender Steuern und unter den verheulten Augen der Besitzergattin. Auch Big Business haut ab*.

Ein Teufelskreis schließt sich: Erst hat der Zustrom von Big Business



New Yorker Vorstadt: Abmarsch nach Suburbia

Büroraums der Vereinigten Staaten ist in New York City; 75 Millionen Quadratfuß sind in den letzten zehn Jahren dazugebaut und zu ständig steigenden Preisen vermietet worden; 35 Millionen Quadratfuß sind im Bau.

Aber ob auch dieser Raum noch teuer vermietet werden kann, ist nicht mehr so sicher. In älteren Bürogebäuden sind die Mieten im letzten Jahr um 25 Prozent gefallen, in einigen neuen Gebäuden immerhin um 10 Prozent. Manche Vermieter bezahlen neuen Kunden heute schon die Umzugskosten. Die Schatten der Rezession werden allmählich länger als die der Business-Wolkenkratzer. Der Büro-Bau-Boom überschlägt sich.

„In fünf Jahren werden hier einige Millionen Quadratfuß Büroraum leerstehen“, prophezeit Leonard C. Yaseen, Vorsitzender der „Fantus Company“, deren Geschäft es ist, neue An siedlungsmöglichkeiten für Firmen auszukundschaften, die ihren Standort

nach Manhattan die Grundstückspreise und also auch die Mieten hochgetrieben; nun treiben die hohen Mieten Big Business wieder aus Manhattan hinaus — die Mieten und die Arbeitsbedingungen, von den Lebensbedingungen ganz zu schweigen. „Es ist die Mühe einfach nicht mehr wert...“

Die Erosion, die New York stückweise zur Steppe werden läßt, macht nicht Halt bei den Häusern. Sie nagt längst auch am wirtschaftlichen Fundament der Stadt. Die Firmen, die ab-

* Die Liste der großen Gesellschaften, die New York City verlassen, ist lang und klangvoll. Nur ein paar Beispiele aus jüngerer Zeit: Shell Oil Company, Standard Oil Company, Hooker Chemical Corporation (vor drei Jahren erst zugezogen), Continental Oil Company (auch noch nicht lange in New York), PepsiCo, Inc., M. W. Kellogg Company, Metro-Goldwyn-Mayer. Auch allerhand potente Verbände holen ihre Hauptquartiere aus New York heraus: American Newspaper Publishers Association, die United States Brewers Association (die 108 Jahre in New York ansässig war) — wiederum nur ein paar Beispiele.

ziehen, zahlen Steuern künftig anderswo (schon jenseits des Hudson, in New Jersey, kommen sie dabei billiger weg). Die steuerkräftigen Manager der Firmen, die bleiben, zahlen ihren Zehnten in Suburbia, wohin sie mit ihren Familien gezogen sind. Und es kommt nichts besser Betuchtes nach. „Die Stadt“, sagt Leonard Yaseen (der natürlich Partei ist), „kann einfach die jungen, aufstrebenden Manager aus den übrigen Teilen des Landes nicht mehr anziehen.“

Aber Schwarze zieht sie an und Puertoricaner — schätzungsweise zwei Millionen hat sie absorbiert seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, etwa so viele Menschen also, wie die gesamten Vereinigten Staaten während der Großen Irischen Einwanderung (1845 bis 1870) aufgenommen haben. Mit anderen Worten: Die Steuerzahler gehen, die Wohlfahrtsempfänger kommen.

Zwei neue Völkerwanderungen treffen hier aufeinander: der Auszug der weißen Mittelklasse aus den Kernzonen der großen Städte und die anhaltende Flucht der arbeitslosen, rassisch diskriminierten farbigen Landarbeiter aus dem amerikanischen Süden in die rassisch im Prinzip integrierten Städte des Nordens mit ihren in Verhältnis zum Süden großzügigen Wohlfahrtseinrichtungen.

Von 1950 bis 1965 sind mehr als 1,5 Millionen relativ gutsituierte Weiße aus der New Yorker Innenstadt in die Vorstädte umgezogen, und im gleichen Zeitraum sind mehr als 1,25 Millionen Schwarze und Puertoricaner, überwiegend ungelernte Arbeiter und ihre schnell wachsenden Familien, in den Stadtkern nachgerückt. Die Vorstädte (und schließlich die Vor-Vorstädte) urbanisieren sich, der Stadtkern polarisiert sich. Und das geht so weiter: 1960 betrug der Prozentsatz der schwarzen Bevölkerung in New York City noch 14 Prozent. Im Jahr 2000 wird er, nach den derzeit erhältlichen Hochrechnungen, 50 Prozent betragen.

Das heißt, das Herz der Stadt verkommt vollends zum Asyl. Die Ausgebeuteten, rassisch Diskriminierten, die in der mechanisierten Landwirtschaft des amerikanischen Südens kein Auskommen mehr finden, wandern nordwärts und stadtwärts in der Hoffnung auf eine Chancengleichheit, die ihnen gerade New York schon deshalb nicht bieten kann, weil diese Verwaltungsmetropole bei weitem nicht genügend Jobs für Ungelernte hat — von der versteckten Rassendiskriminierung, die es auch hier gibt, gar nicht erst zu reden. So entsteht ein, zu 80 Prozent farbiges, Unterproletariat, das in den Slums von

der Wohlfahrt lebt — unter Bedingungen, die einer revolutionären Situation so nahe wie möglich sind.

Alles, was die Stadt gegen diese dauernd drohende Erhebung tun kann, ist letztlich die Anwendung von Gegengewalt — „police brutality“, um es auf Black-Power-Englisch zu sagen. Denn gegen die Ursachen der revolutionären Situation in ihren Mauern ist New York City so gut wie machtlos: Rassentrennung und agrarische Arbeitslosigkeit sind Strukturkrisen der ganzen Nation, die von den großen Städten des Nordens allenfalls ausgebadet werden — und je liberaler sie sich dabei anstellen, desto schlimmer werden die Zustände.

In New York gibt es noch nicht einmal eine Meldepflicht für Zugezogene



Büroschlucht in New York: Alle reden vom Abhauen

(eine Zuzugssperre gar würde die Stadt in Konflikt mit der Verfassung bringen), aber billige Wohnungen gibt es auch nicht, was dann im Extremfall damit endet, daß die Wohlfahrtsverwaltung eine „welfare family“ zum Preis von 76 Dollar pro Nacht im Hotel „Waldorf Astoria“ unterbringt — keineswegs ein Skandal, wenn man bedenkt, daß in einem sogenannten Welfare-Hotel wie dem „Broadway Central“, einer Brutstätte der Ausbeutung und des Verbrechens, 390,50 Dollar pro Woche für eine heruntergekommene Behausung bezahlt werden müssen, und zwar von der Stadt.

Jeder siebte New Yorker lebt heute von der Wohlfahrt, insgesamt 1 147 500 Menschen, die Einwohnerschaft einer Stadt wie Houston, die sechstgrößte Gemeinde der Vereinigten Staaten überhaupt. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der Wohlfahrtsempfänger verdreifacht, und die Kosten

haben sich versechsfacht. New York City subventioniert mit steigenden Beträgen einen fortschreitenden Verelendungsprozeß.

Denn Amerikas Wohlfahrtssystem, planlos zusammengestoppelt aus dem Hauruck-Aktivismus der Pionierzeit und dem schlechten Gewissen des Spätkapitalismus, hat unter New Yorker Bedingungen keinen korrigierenden, sondern eher einen korrumpierenden Effekt. Die Gebenden fühlen sich betrogen, die Nehmenden bestochen, beiden wird der Antriebs zur Arbeit verdorben, und so wird die öffentliche Armut immer größer.

John Lindsay hat am Ende letzten Jahres zum erstenmal sein Veto gegen das Wohlfahrtsbudget der Stadt für 1971 in Höhe von 2,4 Milliarden Dollar

eingelegt und die Juristen beauftragt zu klären, ob er den Staat New York und den Bund auf Zahlung der gesamten Kosten für die Wohlfahrt verklagen könne — ein Akt der Auflehnung gegen das Unabänderliche, ein Alarmsignal aus dem Asyl der Nation.

Es hilft alles nichts: Manhattan wird unaufhaltsam zu einem Stück Stadt für die ganz Armen und für die ganz Reichen, in dieser Reihenfolge. Sie leben beide hier, aber nicht miteinander, bestenfalls nebeneinander. Manchmal liegt zwischen Elend und Überfluß nur eine Straßenecke. Die Trennlinien sind so dünn wie eine Rasierklinge und ebenso scharf.

Nur die ganz Reichen können es noch erschwingen, hier einigermaßen sicher und komfortabel zu leben. Sie hausen heute in Manhattan wie die britischen Kolonialherren früher in Indien gehaust haben mögen, so abgeschirmt vom Dschungel, von der Umwelt. Ihre für ein paar tausend Mark im Monat gemieteten mehrstöckigen

Wohnungen in den feinen Apartment-Häusern der East Side oder am Central-Park, die sie gern von kleinen Privatpolizeien bewachen lassen, sind, was den Grad der Abkapselung betrifft, Mitteldinger zwischen Trutzburg und Mondstation. Wenn die armen Reichen diese Stützpunkte verlassen, dann bewegen sie sich in ihren klimatisierten, chauffeurgeführten Cadillac-Fleetwood-Limousinen wie durch Feindesland: Sprung-aufmarsch-marsch ins Vergnügen.

Ein Abend im Getto der Reichen, dargestellt am Beispiel von Ari und Jackie Onassis: Drinks um halb acht im Drake Room, dann zum Essen in den ganz und gar unvermeidlichen „21 Club“, gegen halb eins in die Maisonetten des „St. Regis Hotels“ (immer im Cadillac, der Chauffeur wartet), wo die Chansonette Patashou ein Lied über Ari und Jackie im Repertoire hat: „If only I had married a Greek“.



Wohlfahrtsempfänger in New York*: „Zwischen Elend und Überfluß ...

Ari singt die Songs in mehreren Sprachen mit, Jackie überlegt laut, ob jemand auch dann ein Lied über sie schreiben würde, wenn sie einen armen Fischer von der bretonischen Küste geheiratet hätte. Dann wieder ein paar Blocks im Cadillac zu „Chez Vito“, schluchzende Geigen im Dreivierteldunkel. Als die Musiker um drei Uhr früh heim wollen, aber Jackie noch nicht, kauft Onassis die Fidele Männer aus ihren Garderoben zurück in die Kostüme und aufs Podium.

Ein paar Kilometer weiter, sagen wir: nördlich, im Stadtbezirk Bronx, in einem Abschnitt dieses Bezirks, der Hunts Point heißt — da ist Bürgerkrieg, da ist Steppe. Das Leben in Hunts Point wird bestimmt von Armut und Rassenkonflikt, von Rauschgiftsucht und Verbrechen; es kennt kaum noch Gesetze, kaum noch Polizeischutz, Müllabfuhr, Wasserversorgung, Erhaltung von Eigentum, Entrichten von Steuern, zivile Ordnung; die Polizei sieht Hunts Point, nach den Worten eines Priesters, der hier tätig war, als Müllhaufen, auf dem der Dekel festgehalten werden muß. In den

drei schlimmsten Straßen dieser Gegend haben die Einwohner eine statistische Chance von eins zu zwanzig, eines natürlichen Todes zu sterben.

Dies ist eine Stadt ohne Mitte. Die Schweigende Mehrheit wohnt sowieso nicht hier, und der „citoyen“ europäischen Angedenkens gedeiht wohl nicht im Schnittpunkt so vieler Völkerwanderungen (Emigranten natürlich ausgenommen). Für jeden Mitteleuropäer auf Besuch ist das augenfällig, er braucht nur mal mit der U-Bahn zu fahren: lauter Exoten, vereint allenfalls im stumpfsinnigen Geschaukel des rollenden Geräts, lauter Artisten, könnte man denken, Fahrende auch im übertragenen Sinne des Wortes, glutäugig, überhochmetzt, mit flatternden Sinnen, und dazwischen dumpfe Drop-outs, ganz eingesunken in ihre permanente Panik, ziellos unterwegs nach Nirwana.

Oder auch die saloppen, sonoren „executives“ in ihren ungefüllten grauen Anzügen, die um die Mittagszeit, heiter und hastig im Sog der allgemeinen Verklärungssucht, ihrem „business lunch“ und dem ersten

Drink des Tages zustreben — das sind ja nicht Bürger im perikleischen Verstande des Wortes, das sind Nutznießer. Sie benutzen die Stadt, sie ergreifen des Morgens überfallartig Besitz von ihr und lassen sie abends fluchtartig wieder fallen. Was diese Leute unterscheidet vom Millionen-Heer der Erniedrigten und Beleidigten, die New York City als Asyl benutzen, ist ihr Einkommen; bessere Bürger sind sie nicht.

Dies ist eine Stadt ohne Bürger. Nutznießer und Opfer bilden ihre Basis. Die Opfer haben die Hoffnung aufgegeben, daß die Handlungen der Bürokratie noch irgendeine nennenswerte Besserung zeitigen werden in jenen Bereichen, in denen der einfache Steuerzahler seinen Alltag verbringen muß. Und die Nutznießer betrachten die Geschichte der Stadt ausschließlich unter dem Aspekt ihres persönlichen Profits. Was Wunder, daß Opfer und Nutznießer identisch sind.

„The name of the game“, so John Lindsay, „heißt in New York nicht Macht, sondern Selbstverteidigung. Was hier gespielt wird, läuft für den durchschnittlichen Einwohner darauf hinaus, seine persönliche Freiheit gegen die Verletzung durch spezielle Interessengruppen verteidigen zu müssen, die pausenlos in eigensüchtige Positionskämpfe verwickelt sind und dabei die Bedürfnisse des kleinen Mannes völlig außer acht lassen.“

Das ist der eine Grund dafür, daß niemand mehr New York City regieren kann: Es gibt keinerlei stabile Machtstruktur. Macht ist zersplittert in lauter Minderheiten und kann nur ausgeübt werden vermittelt äußerst heterogener und ständig wechselnder Koalitionen.

Mal sind City Hall (das Rathaus) und Wall Street und Big Business sich einig, mal die Gewerkschaften und die römisch-katholische Erzdiözese und das intellektuelle Establishment irischer Abstammung. Die Allianzen wechseln mit den Streitfragen und den unterschiedlichen Profitinteressen. Regieren bedeutet hier permanenten Interessenausgleich quer durch die Last, manipulierten Pluralismus, oft genug schiere Mausecheln.

Der zweite Grund ist weniger kompliziert: Die Stadtregierung hat weder Geld noch Befugnis — jedenfalls nicht im Verhältnis zu den Problemen, die sie lösen müßte, wenn das noch möglich wäre.

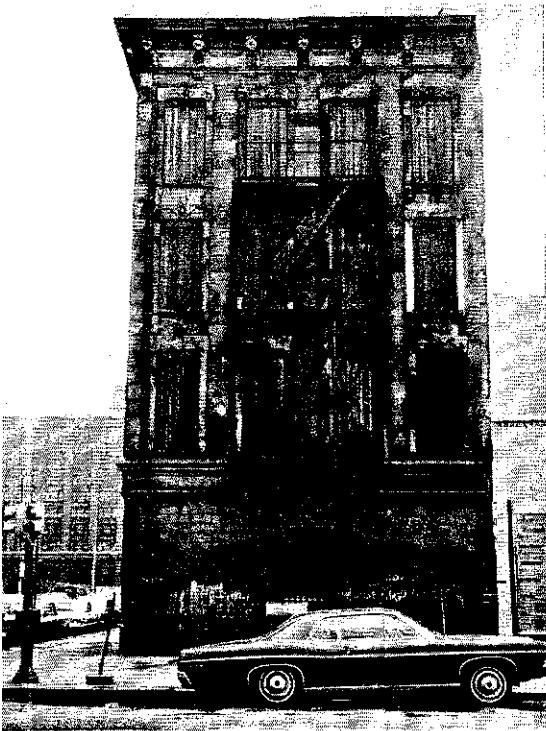
Die Städte dieses Landes haben eigenständige Rechte nur insoweit, als ihnen solche Rechte von den Bundesstaaten (die etwa unseren Ländern entsprechen) oder vom Bund selbst delegiert werden. Also lebt auch die größte Stadt des Landes, New York City, in nahezu vollständiger Abhängigkeit von New York State und fast ohne jede direkte, das heißt: kommunalpolitisch wirksame, Repräsentanz in Washington.

Zwar hat auch New York City zwei legislative Körperschaften, den City

* Im „Broadway Central“-Hotel, das als Wohlfahrtsunterkunft dient.



... liegt nur eine Straßenecke“: Farbige in New York



Aufgegebenes Wohnhaus in New York
Steppe inmitten der Stadt

Council und den Board of Estimate, die das Regiment des Bürgermeisters kontrollieren und sogar städtische Steuern erheben. Aber in der Praxis können sie noch nicht einmal die Hundesteuer erhöhen, ohne in Albany, dem Regierungssitz des Bundesstaates New York, um Genehmigung eingekommen zu sein.

Der Effekt ist Ausbeutung. New York City liefert etwa drei Milliarden Steuern jährlich nach Albany ab und bekommt nur die Hälfte in Form bundesstaatlicher Leistungen von dort wieder. Die Bundesregierung in Washington kassiert jährlich 15 Milliarden Dollar Einkommensteuer und sechs Milliarden Körperschaftsteuer

in New York City, und zurück fließt in Form von Bundeshilfe eine einzige Milliarde.

Im Haushaltsjahr 1969 hat die Stadt von jedem Dollar Einkommen- und Körperschaftsteuer, den sie aufgebracht hat, ganze vier Cent zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse ausgeben können, und auch das überwiegend nur unter der Aufsicht von Albany.

Dahinter steckt kein System, sondern eher das Gegenteil: eine Umkehrung, eine Perversion der Prioritäten, die sich nicht rational begründen, allenfalls historisch erklären läßt.

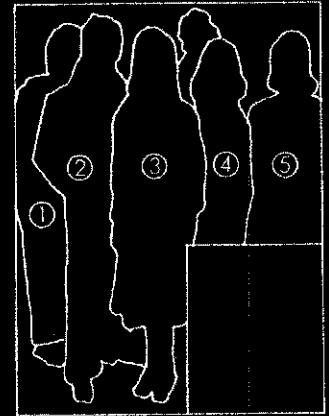
Das beginnt mit der quasi religiösen Überzeugung der Founding Fathers, der ersten europäischen Einwanderer, daß es ihnen aufgegeben sei, dieses unerschlossene, unberührte Land vor der urbanen Verderbnis der Alten Welt, die sie hinter sich gelassen hatten, zu bewahren. Das setzt sich fort im Pioniergeist der Landnahme, der nicht bloß Western-Helden, sondern sogar Thomas Jefferson beseelte, als er 1787 an James Madison schrieb, die amerikanischen Regierungen würden gewiß rechtschaffen bleiben, „solange sie im wesentlichen agrarisch sind“; denn auch in Jeffersons Augen waren „die großen Städte eine Pest für die Moral, die Gesundheit und die Freiheit des Menschen“.

Und das hat Folgen gehabt. Im Zeitraum des größten städtischen Bevölkerungszuwachses, zwischen 1890 und 1950, war keine einzige amerikanische Großstadt angemessen in den Legislativen der Staaten oder des Bundes vertreten. Die grundlegende Sozial- und Steuergesetzgebung, deren Auswirkungen überwiegend die Städte zu spüren bekommen, ist gemacht worden, ohne daß die demokratischen Repräsentanten dieser Städte dabei ein entscheidendes Wort mitzureden gehabt hätten. Die Ergebnisse sind entsprechend: Alles für das Eigenheim im



Aufgegebenes Wohnhaus in New York: Kulisse des Bürgerkrieges

Baumwolle.
Von wem kommen die Modelle?



① Der Fotograf – trägt Baumwolle.
Was denn sonst?!

② Fotomodel Jason Paul trägt einen Rallye-Anzug aus strapazierfähigem Baumwoll-Köper in Nessel-farbe. Blouson und Hose werden im Taillenbund miteinander lverknöpft.



③ Fotomodel Nicci Ross in einem midilangen Faltenchemisier aus duftigem Baumwoll-Voile, bedruckt mit indischen Tapeten-Blumen. Ein Ludorf-Modell.



④ Fotomodel Annie Pahr trägt eine elegante Djellabah aus duftigem Schweizer Baumwoll-Voile, mit kleinen weiß-gelben Scherblüten.
TÜRMAN & CO

⑤ Fotomodel Marlene Knuth trägt einen Bolero-Anzug mit Fischerhasen. Das Material ist ein weicher, aufgebürsteter Baumwoll-Denim mit dem modischen „ausgebleichten“ Effekt.
Betty Barclay

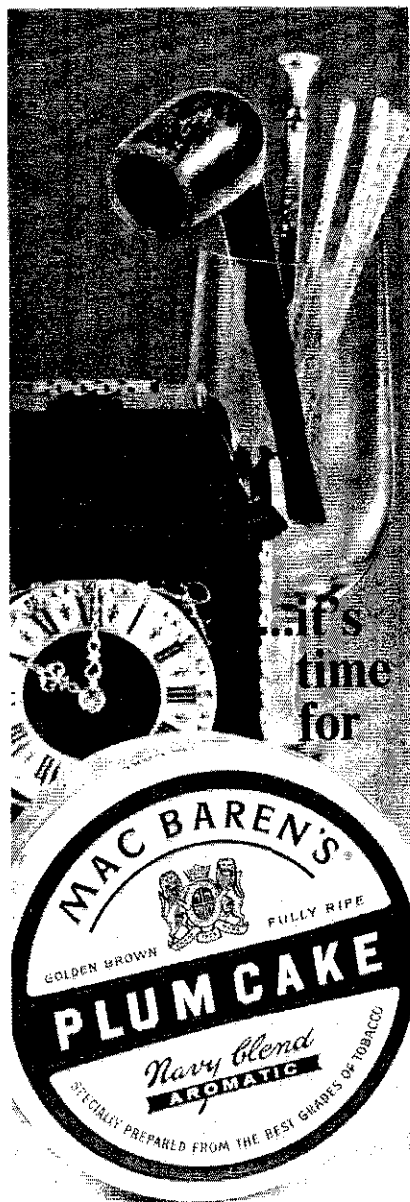
Coupon

Ich interessiere mich für
Modell Nr.:

von Firma:
aus Sp 18/71

Bezugsquellen-Nachweis:
Internationales
Baumwoll-Institut
6 Frankfurt/M. 70
Städelstraße 4

Meine genaue Anschrift:



Mac Baren's PLUM CAKE

Es ist wirklich an der Zeit, daß Sie diesen NAVY BLEND einmal testen:
Köstlich, duftend, aromatisch — das Flavour für den Kenner.
Die Lieblingsmarke vieler Feinschmecker. PLUMCAKE — international beliebt wie alle

Mac Baren's Tobaccos

In jedem guten Fachgeschäft

Alleinimporteur
Joh. Wilh. von Eicken - Hamburg

Grünen, nichts gegen die Bodenspekulation in den Städten; Milliarden für den Bau von Fernverkehrsstraßen, nur ein paar Millionen für den Ausbau und die Erhaltung der städtischen Massenverkehrsmittel.

Die Stadt, so unglaublich das klingt, gilt dem durchschnittlichen Mitglied der Schweigenden Mehrheit bis auf den heutigen Tag als im Ansatz böse, als eine Gefahr für jene simplen Tugenden, die Amerika einst groß gemacht haben. Bis auf den heutigen Tag, so sagt jedenfalls John Lindsay, hat sich die kaum verhohlene Meinung erhalten, städtische Lebensbedingungen seien „ein Zustand, den es zu meiden, nicht ein Problem, das es zu lösen gilt“. Und dabei leben inzwischen 73,5 Prozent aller Amerikaner nicht mehr auf dem Lande, sondern in Städten mit über 2500 Einwohnern.

tiert, verfällt sie gelegentlich in den frommen Fatalismus von Bergbauern, die am Fuße und von der Gnade eines Vulkans leben, fast versöhnt mit der Unlösbarkeit ihrer Aufgabe.

Denn gerade ihre brennendsten Probleme sind in der Tat unlösbar geworden. Das ist keine journalistische Dramatisierung. Das läßt sich beweisen.

Unlösbar geworden ist, erstens, das Verkehrsproblem.

Wenigstens zweimal täglich fällt jeglicher New Yorker Straßenverkehr in Rigor mortis, kommt zum Erliegen, stirbt ab; frühmorgens und nach Büroschluß.

Als Central Business District gelten jene neun Quadratmeilen der Halbinsel Manhattan, die zwischen Hudson und East River von der Battery an der Südspitze bis etwa zur 60. Straße im Norden reichen. In diesen Stadtteil



New York 1882*: Dasein nur im Präsens

Es ist diese nationale Schizophrenie, woran die großen Städte krankten. Es ist diese Perversion der Prioritäten, die aus den Städten Müllhalden gemacht hat, worauf eine längst nicht mehr agrarisch strukturierte, vielmehr total industrialisierte Gesellschaft ihren Wohlstandsabfall kippt, ohne hinzusehen. Es ist diese stadtfeindliche Attitüde im breiten Hauptstrom des amerikanischen Denkens, die dazu führt, daß eine Stadt wie New York, die fast alles hat, was es auf der Welt gibt, fast nichts davon für sich selbst verwenden kann.

Der Bürgermeister von New York City, vermeintlich einer der mächtigsten Männer des Landes, ist heute wenig mehr als eine männliche Krankenschwester, die Heftpflaster ausgibt gegen eben jene Pest, von der Jefferson gesprochen und die keiner kuriert hat. Und obgleich John Lindsays Administration nicht mehr nur mau-schelt, sondern immerhin experimen-

pendeln täglich knapp zwei Millionen Menschen ein; zwischen acht und neun Uhr morgens sind es allein 850 000.

Nur schätzungsweise zehn Prozent dieser Fahrten zur Arbeit und zurück werden im eigenen Wagen unternommen — dennoch viel zu viele: Im Central Business District verkehren jeden Tag 700 000 Autos — Taxen, Busse, Lieferwagen, Straßenkreuzer. Und das ist das Problem.

Die Autos sind für die Stadt wie eine lebensbedrohende Krankheit. Sie blockieren die Verkehrsschlagadern bis zum Infarkt und sie pumpen Kohlenmonoxid in die Luft bis, buchstäblich, zur kalten Vergasung. Die Experten sind sich einig darüber, daß New York nur überleben kann, wenn es gelingt, die Autos zu verbannen und nicht nur alle Pendler, sondern auch die unmittelbar stadtgebundenen Verkehrsteilnehmer zur Benutzung der Massenverkehrsmittel zu bewegen.

Aber das gelingt eben nicht. Denn die Massenverkehrsmittel sind kein

* Fifth Avenue, Ecke 18. Straße.



Verkehrsstau in New York: Zweimal täglich Rigor mortis

Geschäft — und das bedeutet: sie sind heruntergekommen. Die New Yorker Subway — das ist öffentliche Armut auf Rädern. Da chronisch defizitär (geschätztes Manko im laufenden Haushaltsjahr: 60 Millionen Dollar), sind die U-Bahn-Linien nicht nur überaltert (einige existieren seit der Jahrhundertwende, andere seit den zwanziger und dreißiger Jahren), sondern auch nachlässig gewartet und nur noch begrenzt betriebssicher. Klimatisierte Wagen werden erst seit 1969 angeschafft, 200 pro Jahr, bei insgesamt 7000. Für mehr Investitionen hat die Stadt als Eignerin nicht genug Geld.

Das Erlebnis einer Fahrt mit der New Yorker U-Bahn in den Hauptverkehrszeiten ist „absolut erniedrigend und entwürdigend“; das sagt immerhin Jerome Krechmer, der von Bürgermeister Lindsay ernannte „Administrator for Environmental Protection“, also für den Schutz der Bürger vor ihrer Umwelt. Wer morgens die Subway betrete, konzediert Krechmer, dessen Laune für den Tag sei schon verdorben: „Wir mißbrauchen die New Yorker in den U-Bahnen seit 50 Jahren.“

Was sollen da erst jene 220 000 Pendler sagen, die außerhalb der Reichweite des U-Bahn-Netzes wohnen und also eine der sieben, noch immer überwiegend privat betriebenen, Vorort-Eisenbahnlinien benutzen. Sie bezahlen den Vorzug, in den Vorstädten zu leben, mit geplatzten Verabredungen, verpaßten Beförderungen, zerrütteten Ehen, steigendem Alkoholkonsum und, wenn sie sich einen Psychiater leisten können, manchmal sogar mit einer speziellen „Pendler-Neurose“.

Denn der technische und organisatorische Zustand der „Commuter Railroads“ ist eher noch trostloser als die Subway-Situation. Diese Eisenbahnen sind lange vor dem Exodus in

die Vorstädte gebaut und dem neuen Pendler-Ansturm, der sie zu 70 Prozent in den Stoßzeiten überfüllt, nie wirklich angepaßt worden. Es gibt Wagen, die seit 40 Jahren laufen, und Lokomotiven, die längst überwiegend aus Ersatzteilen bestehen. Ein harter Winter — und der Fahrplan ist nur noch soviel wert wie ein Wunschzettel an den Weihnachtsmann.

Die Eisenbahn-Gesellschaften aber — Penn Central zum Beispiel, ohnehin pleite — haben keinerlei Ehrgeiz, daran etwas zu ändern. Denn obwohl sie (bis auf die Long Island Railroad, die schlimmste von allen) privatwirtschaftlich verfaßt sind, operieren sie unter einem politisch ausgekugelten Preisstopp, also permanent in den roten Zahlen. Es wird kaum noch repariert, überhaupt nicht mehr investiert, jedenfalls nicht von den Gesellschaften. Das Material verrottet.

Und da sitzen dann also die hochbezahlten Herren aus der Madison Avenue in ihren feinen Anzügen und mit ihren Aktenkoffern auf Polstern, aus denen die Füllung quillt, in ungeheizten oder auch überheizten Waggons, hin und her gezerrt zwischen Rage und Resignation, und verstecken ihren Verdruß hinter der „New York Times“ oder besaufen sich im Barwagen aus Pappbechern.

Ein Gesicht in der Menge: Jack Dillon, 46 Jahre alt, erfolgreicher Werbetexter für Polaroid-Kameras, Jahreseinkommen 50 000 Dollar. Er hat eine Frau, eine fünfzehnjährige Tochter und ein hübsches, spätkoloniales Haus in Westport, Connecticut, 50 Meilen von der Madison Avenue entfernt, wo er arbeitet. Wenn alles klappt, braucht der Zug für diese Strecke 90 Minuten, Jack Dillon braucht zehn Minuten von seinem Haus zur Bahnstation in Westport mit seinem Wagen und abermals zehn Minuten zu Fuß von Grand Central Station bis zu seinem Büro. Er verbringt also ungefähr

zwanzig Stunden pro Woche auf dem Weg zur und von der Arbeit — theoretisch. Es klappt nämlich meistens nicht.

Es hat Tage gegeben, an denen die 50-Meilen-Fahrt fünf und sechs Stunden gedauert hat, und wenigstens einmal alle zwei Wochen dauert sie drei Stunden.

„An einem wirklich schlimmen Abend“, sagt Jack Dillon, so nach der sechsten oder siebten Eisenbahnstunde, „trinken wir den ganzen Barwagen leer, bis auf den Rum. Manche von den Jungs fallen dann mehr aus dem Zug, als daß sie aussteigen, und Sie können sich denken, wie die Frauen das finden.“

Dann schon lieber mit dem Auto zur Arbeit — Durchschnittsgeschwindigkeit während der Rush hour in und um Manhattan sechs Kilometer pro Stunde, aber man sitzt wenigstens bequem und einigermaßen geschützt vor den Abgasen, die man produziert. Hinzu kommt noch die Kleinigkeit von 100 bis 200 Dollar monatlich für einen Garagenplatz in der Innenstadt.

Andererseits sind die Gebühren, die Autofahrer für die Benutzung der Brücken und Tunnel zwischen dem Festland und der Halbinsel bezahlen müssen, seit 1948 bei 50 Cent stabil geblieben, wohingegen sich die U-Bahn-Preise in derselben Zeit versechsfacht haben, von 5 auf 30 Cent pro „token“. Und die Port of New York Authority, von der Tunnel und Brücken gemanagt sowie die Gebühren er-

New Yorker Vorortsverkehr
Abends Suff aus Pappbechern

hoben werden, ist mit dieser Preispolitik glänzend gefahren.

Die beträchtlichen Überschüsse, die sie erzielt hat, steckt diese (von den Gouverneuren der Staaten New York und New Jersey kontrollierte) Behörde nun aber keineswegs in den defizitären Massenverkehr, sondern legt sie so gewinnbringend wie möglich an. Zum Beispiel ist die Port Authority Bauherrin des World Trade Center im südlichen Teil des Central Business District von Manhattan und sorgt somit dafür, daß eines baldigen Tages weitere 85 000 im World Trade Center beschäftigte Pendler den Zusammenbruch des Straßenverkehrs und der Massenverkehrsmittel in diesem Teil der Stadt beschleunigen werden — eine hübsche Illustration zum Thema Planung und Profit.

Die New York Transit Authority hingegen, von der seit 1954 die Subway gemanagt wird, und die Commuter Railroads können machen, was sie wollen; es ist immer falsch. Halten sie die Fahrpreise niedrig, dann fehlt das Geld für Investitionen, das Gerät kommt herunter, der Service leidet, und immer mehr Kunden bleiben weg, steigen auf ihre Autos um. Werden die Preise aber erhöht, dann bleiben noch wesentlich mehr Kunden weg, und die Einnahmen sinken, anstatt zu steigen, es ist noch weniger Geld für Investitionen da, das Gerät kommt herunter — da capo al fine.

Als die U-Bahn-Fahrt noch fünf Cent kostete (1948), benutzten zwei Milliarden New Yorker jährlich die Subway. Seit die U-Bahn-Fahrt 30 Cent kostet, seit letztem Jahr also, sind es nur noch 1,3 Milliarden New Yorker jährlich. Und die Zahl der U-Bahn-Benutzer sinkt weiter — nur in den Stoßzeiten bleibt das Gedränge groß. Dabei läge der kostendeckende Preis für die Subway-Fahrt schon heute bei mindestens 50 Cent.

Solange nicht erkannt wird und solange nicht Konsequenzen aus der Erkenntnis gezogen werden, daß der Massentransport in den großen Städten eine öffentliche Aufgabe ist, die nicht über den Preis, sondern nur mit öffentlichen Mitteln gelöst werden kann, so lange ist das Problem in der Tat unlösbar. So lange dreht und dreht und dreht es sich in einem dieser vieler Teufelskreise, die New York City wie Wasserwirbel „down the drain“, bachab, befördern.

Unlösbar geworden ist, zweitens, die Aufgabe, die Bewohner der Stadt New York vor Verbrechen zu schützen

Die New Yorker wissen das. Und also haben sie sich daran gewöhnt, mit dem Verbrechen zu leben. Sie rechnen nicht damit, daß es beseitigt wird, sie setzen es vielmehr stets als existent voraus. Sie versuchen, ihm auszuweichen, und wenn sie es dennoch antreffen, dann versuchen sie, es zu übersehen. Denn wenn es sie erwischt, dann sind sie ohne Hilfe.

„Leisten Sie keinen Widerstand, wenn sie überfallen werden“, empfiehlt die New Yorker Polizei ihren Schutzbefohlenen, denn das erhöhe al-



Hier kommen die meisten noch ganz schön ins Schwitzen.

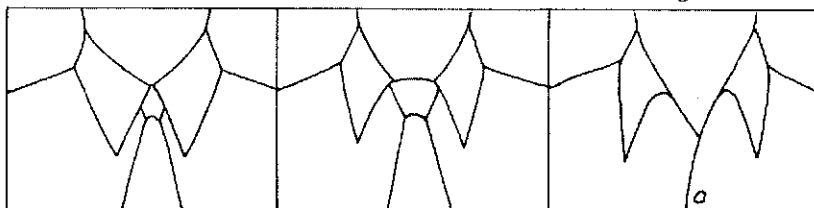
Nicht, daß sie kein richtiges Steak verkraften könnten. Sie tragen nur das falsche Hemd: korrekt — aber strapaziös.

In einem Collo di Milano sehen Sie dagegen nicht nur tip top aus. Sie fühlen sich auch so. Selbst wenn Ihr nächster Genuß eine Mammut-Konferenz sein sollte.

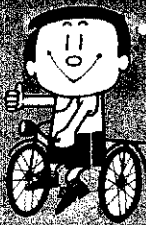
Collo di Milano — von Wappen

Damit Sie jeder Situation gewachsen sind.

Der neue Schnitt: button-off. Die Krawatte macht die Kragenform.



In allen Fachgeschäften.



...fahr
mal
wieder
Rad!

dazu Dr. Kousa Schlankheits-Diät, und Sie kommen wieder in Form

Runter mit den Pfunden!

Dr. Kousa Vollweizen-Diät ist der natürliche Weg, gesund schlank zu werden und schlank gesund zu bleiben.

Dr. Kousa Vollweizen-Diät bewirkt eine Selbstreinigung des Verdauungssystems, entwässert und entschlackst ohne abzuführen. Die Diät ist kalorienarm und trotzdem angenehm sättigend. Das Körpergewicht wird auf biologische Weise reguliert. Wieviel oder wie schnell Sie abnehmen wollen, bestimmen Sie selbst, indem Sie entweder nur einen Tag — oder wenn nötig — auch mehrere Tage der Woche zu Dr. Kousa-Gesundheitstagen erklären.

Sie werden sich aktiver, vitaler und leistungsfähiger fühlen; Sie bleiben fit.

Schlank fühlen Sie sich gesünder und sind es auch.

Dr. Kousa Vollweizen-Diät läßt sich ohne Kochen schnell und einfach zubereiten. Die Diät ist gesund und schmeckt. Sie können die Gesamtschönung — z. B. durch Kombination mit frischen Früchten — selbst bestimmen und immer wieder neu variieren.



milupa
für eine
gesunde Ernährung

Dr. Kousa ist in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern erhältlich — auch in Belgien, Dänemark, Schweden und der Schweiz.

lenfalls das Risiko, nicht nur beraubt, sondern auch noch umgebracht zu werden. „Halten Sie den Kopf hoch und die Augen offen. Wenn Sie aussehen wie ein Opfer, dann werden Sie eins.“ Freundliche Grüße, dein Freund und Helfer, der beinahe so hilflos ist wie du.

Mit dem Verbrechen leben — das heißt: Man gibt ein Vermögen für zusätzliche Schlösser und Alarmanlagen aus; man verzichtet darauf, spät am Abend noch Zigaretten und die „New York Times“ vom folgenden Tag kaufen zu gehen; man trägt auch am Tage nur geringe Geldsummen bei sich; wenn man verreist, gibt man dem Nachbarn das Stereogerät, oder was sonst einem teuer ist, zur Aufbewahrung; Frauen klemmen die Einkaufstasche fest unter den Arm, wenn sie in einer Nebenstraße fremden Menschen begegnen; Theater beginnen eine Stunde früher, um 19.30 Uhr, was den Vorzug hat, daß ihre Besucher nicht mehr so spät unterwegs sein müssen; immer mehr Geschäfte abseits der großen Avenuen halten ihre Türen geschlossen und lassen nur noch identifizierte Kunden herein.

In den Aufzügen fast aller Apartmenthäuser, ja selbst der Hotels, sind kleine Spiegel angebracht, die dem Einsteigenden zeigen sollen, ob im toten Winkel der Fahrstuhlkabine jemand auf ihn lauert. Aufzüge sind für Überfälle besonders geeignet.

„Have you been mugged lately, sind Sie kürzlich mal überfallen worden?“ ist unter New Yorkern eine ganz geläufige Frage. Viele müssen sie bejahen, fast alle kennen Fälle aus ihrer nächsten Umgebung. „To be mugged“ ist zur prototypischen New Yorker Erfahrung geworden. Es passiert am helllichten Tage, vor der Haustür, vor Schaufenstern, sogar auf belebten Straßen. Es passiert jederzeit und überall.

Wer überfallen wird, gibt her, was er hat, möglichst ohne zu schreien. Wer dazu kommt, wie jemand zusammen geschlagen oder wie ein Auto ausgenommen wird, macht in der Regel, daß er weiterkommt. Denn Einmischung kann das Leben kosten.

Und wer nachts um drei am Central Park spazierengeht, den muß wohl ein im Unbewußten sich versteckender Todestrieb dahin geführt haben. Bob Hope, der Komiker, der als Truppenbetreuer über Vietnam-Erfahrung verfügt, hat einmal den blutigen Witz gemacht, es sei sehr ärgerlich für Amerikas Soldaten in Indochina, daß der Ho-Tschi-minh-Pfad nicht quer durch den Central Park verlaufe, denn da würde er zwar hineinführen, aber nicht mehr heraus.

New York City ist die Hauptstadt der Angst. Es geht gar nicht so sehr um die zwanzig Dollar, die man in der Tasche hat und die der „mugger“ mitnimmt, oder um die Schreibmaschine, die aus der Wohnung verschwindet. Das immer gegenwärtige Gefühl: Eines Tages erwischt es auch dich, vielleicht schon heute — das ist das Schlimmste. Es gehört zum Leben in dieser Stadt wie die Luftverpestung, und es macht genauso krank.

Im Jahr 1970 hat es hier 517 716 polizeilich festgestellte Verstöße gegen das Gesetz gegeben, 8,2 Prozent mehr als im Vorjahr. Zuzug der amtlichen Statistik des Federal Bureau of Investigation sind 1969 im Großraum New York 1043 Morde entdeckt worden und 2120 Vergewaltigungen — gar nicht mal eine besonders schlimme Quote, wenn man sie beispielsweise mit Detroit vergleicht.



Bürgermeister-Kandidat Mailer
Gewalt als Lebensgefühl

Anders sieht es bei der „Gewalt gegen Sachen“, bei den Verbrechen gegen das Eigentum aus: 59 152 Fälle von Raub, 29 171 Straßenüberfälle, 171 393 Einbruchdiebstähle und 85 796 Autodiebstähle. Das macht, rund gerechnet, 170 Überfälle, 500 Einbrüche und 230 Autodiebstähle pro Tag. Und dazu muß man, nach den Kalkulationen der New Yorker Polizei, noch einmal 56 Prozent — die durchschnittliche Dunkelziffer — addieren.

Diese Flut bändigt kein Damm mehr: weder die Polizei, noch die Strafverfolgungsbehörden, noch die Assekuranz.

Sich versichern zu lassen gegen Diebstahl, ist äußerst schwierig geworden in New York. Neue Versicherungen werden kaum abgeschlossen, auslaufende Policen selten verlängert, ohne Begründung — man weiß ja, warum.

Die Stadt verfügt über 31 600 Polizisten; das heißt auf insgesamt 6000 Meilen Straße sind zu keiner Zeit mehr als 3000 Ordnungshüter unterwegs. Wollte man jeden Häuserblock von einem „Cop“ umkreisen lassen, so würde das 25 Milliarden Dollar jährlich kosten, ein Drittel des gesamten Militärhaushaltes der USA. Es würde den Überfällen auch kein Ende machen. Denn zur guten Hälfte werden sie dort verübt — in Häusern, Restaurants, Aufzügen —, wo Polizisten gar nicht patrouillieren können. Und so fühlen sich die Verbrecher in dieser Stadt wahrscheinlich sicherer als ihre Opfer.

Im Kittchen ist sowieso kein Zimmer frei. Von 100 Festgenommenen werden im Schnitt nur zwei zu Haft-

strafen von mehr als einem Jahr verurteilt. Es kommt vor, daß Gerichtsverfahren nur ein paar Minuten dauern. Da kann man die „mugger“ auch gleich laufenlassen.

Was also tun? „Wenn Sie das Verbrechen loswerden wollen“, so hat Daniel P. Moynihan, Präsident Nixons inzwischen nach Harvard zurückgekehrter Berater für die städtischen Probleme, einmal gesagt, „dann müssen Sie die Armut loswerden und die Rassendiskriminierung — und machen Sie sich nichts vor: Der Zusammenhang ist absolut.“

Das ist richtig und ist es auch wieder nicht — wie das meiste, was man über New York sagen kann. Für diese Stadt würde es ohnehin nur bedeuten, ein unlösbares Problem durch deren zwei zu ersetzen. Und die beiden drängendsten Probleme werden erst gar nicht erwähnt: das organisierte, syndikalisierte Verbrechen und die Rauschgiftsucht.

Es gibt mindestens 100 000 Rauschgiftsüchtige in New York (und Rauschgift heißt hier Heroin). Ein Süchtiger braucht pro Tag im Durchschnitt eine 30-Dollar-Dosis Heroin, billig gerechnet. Da die Süchtigen nicht arbeiten, müssen sie sich das Geld mit Messer und Dietrich verschaffen (eventuell auch durch Prostitution), und zwar entweder in bar oder in Naturalien zum mehrfachen Gegenwert, die dann verhöckert werden (Abnehmer, auch gutbürgerliche, finden sich immer). Das bedeutet, es werden in New York täglich mindestens drei bis fünf Millionen Dollar durch Diebstahl „umgesetzt“. Die Hälfte bis drei Viertel aller Straßenüberfälle und aller Einbrüche kommen auf dieses Konto.

Wo so viel Umsatz ist, da wird auch verdient — und das ist der Punkt: „Crime is business“, Verbrechen ist ein Geschäftszweig in dieser Stadt; es lohnt sich eben doch. Bei der New Yorker Polizei gibt es Experten, die

schätzen, daß fünf Prozent der Einwohner ausschließlich vom Verbrechen leben, eine halbe Million Menschen. Es gibt hier ein paar tausend polizeibekannte Mafia-Racketeers. New York und die Cosa Nostra — das bedeutet Bestseller sogar auf dem Buchmarkt. Und der Rauschgift-handel, genauer: die massenhafte Einfuhr von Rauschgift aus Europa und Südostasien, ist ohne die straff organisierten, kapitalstarken Konzerne der Kriminalität gar nicht zu denken.

So beantwortet sich auch die Frage, warum dem Rauschgifthandel nicht besser beizukommen ist: Es wird einfach zuviel daran verdient. Ein Kilo reines Heroin (80 Prozent des in den USA verkauften Heroins werden aus türkischem Roh-Opium hergestellt) kostet im Verarbeitungs- und Umschlaghafen Marseille noch 4000 Dollar. Im New Yorker Großhandel ist es schon das Sechsfache wert. Und bis es durch die Hände vieler Händler und Zwischenhändler auf die Straße kommt, ist es verlängert und abermals verlängert worden. Eine Drei-Dollar-Dosis für Anfänger enthält dann ungefähr noch 7,5 Milligramm reines Heroin. Die Profite sind astronomisch; da spielen Bestechungsgelder für die Polizei kaum noch eine Rolle.

Die Polizisten erwischen denn auch nur kleine Straßenhändler, die meist selber süchtig sind; sie knacken auch mal eine „Fabrik“, in der Heroin gebrauchsfertig abgepackt wird. „Aber“, sagt ein farbiger Polizeiinspektor mit viel Erfahrung in Harlem, wo es Tausende gibt, für die Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit Synonyme sind für Heroin, „wir erwischen nie den Mann, der die großen Profite macht. Der hat eine Organisation. Und für den kleinen Händler, den wir verhaften, kommen andere.“

Kämen sie nicht, dann wäre alles nur noch schlimmer. Denn wenn zu viele Händler geschnappt werden,



Stromausfall in New York*
Hochburg der Hysterie

wird der „Stoff“ knapp. Das aber bedeutet, daß die Preise steigen. Und das wiederum bedeutet, daß die Süchtigen noch mehr stehlen müssen, um die höheren Preise bezahlen zu können.

Die Konsequenz daraus hat neulich ein ganz durchschnittlicher New Yorker Bürger namens Maurice S. Kanbar, der mit seinen Freunden und Verwandten in 14 Monaten elfmal das Opfer von Raubüberfällen und Einbrüchen geworden ist, in der „New York Times“ so formuliert: „Wenn es darum geht, ob meine Mutter überfallen wird, oder ob ein Süchtiger einen Schuß Heroin kriegen soll, dann sage ich: Geben wir ihm um Himmels willen das Heroin!“

Gleich um die nächste Ecke lauert der Gedanke, Rauschgift zu legalisieren, und zwar inklusive Heroin, es nicht zu verbieten, sondern (sozusagen therapeutisch) zu verabfolgen an alle, die süchtig sind — damit der „weiße Tod“ wenigstens nur jene erwischt, die ihm ohnehin verfallen sind, anstatt via Verbrechen eines Tages die ganze Stadt umzubringen.

Mord aus Angst vor dem Tode? Der Gedanke ist absurd, und er ist symptomatisch. Die Fähigkeit, mit unlösbaren Problemen zu leben, hat eine Grenze, und New York City hat diese Grenze erreicht: Zuviel, es ist einfach zuviel. Wenn andere Städte Probleme haben, dann geht es hier immer gleich ums Überleben. Wenn anderswo Unruhe herrscht, dann gibt es hier eine Psychose. Der Multiplikator ist mörderisch.

New York City ist anfällig, nein: es ist hilflos geworden. Schon ganz geringe Ausfallerscheinungen treffen die

* Im November 1965. Die Helligkeit auf der Straße stammt von den Scheinwerfern der Autos.



Smog über New York: Lustgeschrei aus dem Müll



Stadt wie Naturereignisse. Ein Unteroffizier und zehn Mann können New York heute lahmlegen, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, wenn sie nur in der Rush hour an ein paar strategisch ausgewählten Plätzen die Stromzufuhr unterbrechen, die Ampeln auf Rot schalten und die Ausfallstraßen mit einem halben Dutzend kaputten Autos blockieren. Ein falscher Bombenalarm und drei steckengebliebene Fahrstühle machen jeden Büroturm zu einer Hochburg der Hysterie.

Ein paar Urbanologen haben begonnen, Ballung als Krankheitserreger zu begreifen. Tiere reagieren im Laboratoriumsversuch auf extreme Bedingungen der Überfüllung mit Aggressionen und sogar mit Kannibalismus. Eingepferchte Katzen zum Beispiel machen eine „faschistische Transformation“ durch, mit einem „Despoten“ als Führer und „Parias“ als Volk; sie ruhen kaum noch, sie zischen, knurren und kämpfen. Reagieren Menschen anders?

In New York diagnostizieren die Psychiater „emotional instability“, zu deutsch etwa: das verlorene Gleichgewicht der Gefühle, wie anderswo der Hausarzt einen Schnupfen. Die Ausschläge auf der Skala der Gefühle reichen (gewissermaßen grundsätzlich) von himmelhoch jauchzend bis zu Tod betrübt. Normalität bedeutet nicht viel mehr als kühles Blut und ist die Ausnahme.

New Yorker leben ständig am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Irgendein Aufschrei hängt immer in der Luft, und sei es auch nur das alles durchdringende Maschinengeheul der Polizeisirenen und der Ambulanzen. Jede Ungereimtheit findet hier wild entschlossene Nachahmer, und jeder Irrsinn multipliziert sich mit sich selber.

„Jeder New Yorker“, weiß Norman Mailer, „macht sich tagtäglich auf in eine Umwelt, die ihn noch vor Mittag aller seiner guten Laune entkleidet, seiner Mildtätigkeit, seiner Gelassenheit und seiner Gabe, den Zorn zu bändigen... In New York mit einer neuen Idee zu erwachen, das bedeutet, schon am Mittag in Unvermögen gestürzt zu werden, in jenes unheilvolle Gefühl des Überdrusses, worin Angst sich verbirgt und eine Ahnung von künftiger Gewalttat.“

Das wahre Lebensgefühl dieser Stadt ist gebremste Gewalt. „Oh, they love the fuckin' violence“, so Jimmy Breslin, renommierter Reporter der New Yorker Szene und unterlegener Mitstreiter des Bürgermeister-Kandidaten Norman Mailer. „Man könnte hier ohne weiteres einen Kampf Löwen gegen Christen arrangieren, an einem Sonntagnachmittag, mal könnte ein Vermögen damit verdienen.“

Kein Zweifel, daß die herkömmlichen Verhaltensmuster zivilen Umgangs in New York City allmählich ihre Gültigkeit verlieren. Toleranz und Anonymität, ehemals Attraktionen einer Weltstadt, verwandeln sich hier in totale Gleichgültigkeit, werden zum Versteck, in dem die Aggressio-

Menschen in New York: Rückzug in die Minderheit

nen brüten und ein sinnloser, hemmungsloser Vandalismus.

Professor P. G. Zimbardo, Psychologe an der Stanford-Universität in Kalifornien, hat kürzlich folgendes Experiment gemacht: Er hat zwei Autos je 64 Stunden lang mit abgeschraubten Nummernschildern und geöffneten Motorhauben abgestellt, das eine in der Nähe der New-York-Universität im Stadtteil Bronx, das andere in der Nähe der Stanford-Universität im vergleichsweise idyllischen Palo Alto in Kalifornien. Das Auto in New York war binnen 24 Stunden sämtlicher beweglicher Teile beraubt und nach drei Tagen nur noch ein Schrotthaufen; der größte Teil des Zerstörungswerkes wurde am helllichten Tage vor den Augen ungezählter Passanten von relativ gut gekleideten erwachsenen Weißen getan. Das Auto in Palo Alto hingegen blieb während der 64 Stunden gänzlich unberührt.

Der nämliche Professor Zimbardo hatte bei einem seiner letzten Besuche in New York dieses Erlebnis: Er hatte sich eben ein Taxi erkämpft und bereits seinen Koffer sowie ein Bein darin untergebracht, als ein Konkurrent dasselbe Taxi von der anderen Seite her enterte, Zimbardos Koffer hinauswarf, ihn vors Schienbein trat und den Taxifahrer anherrschte, er solle endlich losfahren.

Die Sozialpsychologen haben sich zur Beschreibung solcher Phänomene der Überfüllung einen Begriff aus der System-Analyse ausgeborgt: „overload“. Er meint den Zustand, der eintritt, wenn ein System (hier: die Bevölkerung einer Stadt) nicht mehr in der Lage ist, Einwirkungen von außen, „inputs“, zu verarbeiten, weil deren Anzahl die Aufnahmefähigkeit des Systems überfordert oder weil die „inputs“ zu schnell aufeinander folgen.

Geschieht dies, so versucht das System sich anzupassen. Eine Möglichkeit ist, weniger Zeit auf die Verarbeitung der einzelnen „inputs“ zu verwenden; eine andere Möglichkeit ist, Einwirkungen von geringerer Wichtigkeit einfach nicht zu beachten.

Der blinde Bettler vor einem der Eingänge von Macy's Kaufhaus am Herald Square ist überzähliger „input“, und so steuert man zielstrebig um ihn herum. Der Kellner, der einen unschlüssigen Gast wie einen persönlichen Feind behandelt, versucht nichts anderes, als Energie zu sparen im Wettlauf nach dem „fast buck“, dem schnell verdienten Geld, das er zum Überleben braucht.

„Do your thing“, sagen die New Yorker — und daraus entsteht also nicht nur ungehemmtes Profitstreben und mangelnder Gemeinsinn, privater Reichtum und öffentliche Armut.

„Do your thing“ — das ist ein Signal zum Rückzug aus der Gemeinschaft aller Rassen und Klassen in die herkömmlichen, genau voneinander geschiedenen, nie wirklich miteinander versöhnten Minderheiten.

Das gilt längst nicht mehr nur für die schwarzen New Yorker, für die

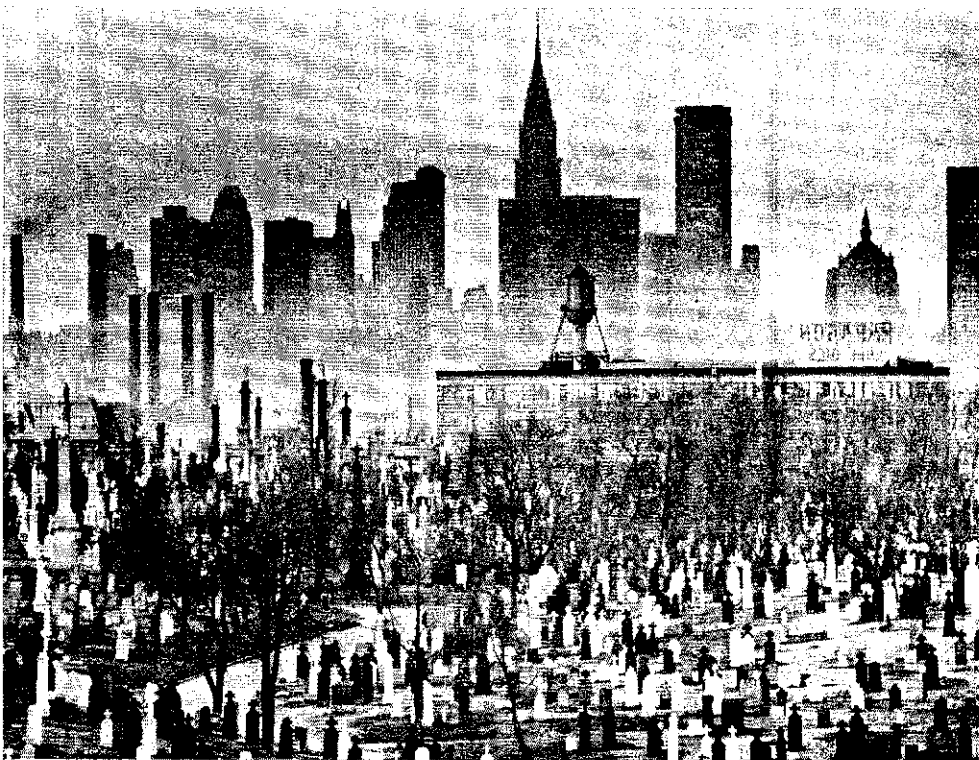
stolzen Statisten der „Black is beautiful“-Show. Hier hat diese Bewegung auch die weißen Minderheiten ergriffen, die Bindestrich-Amerikaner italienischer, griechischer, polnischer Abstammung, die „ethnics“, wie sie in New York geheißen werden. „The resurgence of ethnicity“, die Wiederkehr demonstrierend vorgelebter Stammeszugehörigkeit, hat der Legende vom Schmelztiegel New York vollends den Garaus gemacht.

Nathan Glazer und Daniel P. Moynihan, die bedeutenden Soziologen und Urbanologen im Dienste Harvards wie Washingtons, haben ihrem vor zehn Jahren geschriebenen Standardwerk über die rassischen und ethnischen

Eine beängstigende Möglichkeit — das heißt: gleichwohl ist die Stadt für viele, die dort leben, noch immer die einzige Stadt, in der sie leben möchten; noch immer gibt es hier die große Faszination, wohl auch das kleine Glück. Und Pete Hamill, der Kolumnist, der so viel vom Abhauen geschrieben hat, ist neulich auf einer Europareise zu dem Schluß gekommen, London sei „auch keine Lösung“.

Nein — eine sterbende Stadt ist New York nicht. New York ist der Tod einer Legende, das Ende des Traums von einer neuen Gesellschaft der Freien und der Gleichen.

Noch ist New York eine Stadt, nein: die Stadt, die Stadt an sich, weniger



Menetekel New York*: Requiem bei Lebzeiten

Minderheiten New Yorks, „Beyond the Melting Pot“, kürzlich eine neue Einführung vorangestellt, in der sie die Generalthese des Buches praktisch widerrufen: die Erwartung nämlich, daß New York kraft seiner Offenheit für neue Gruppen und kraft seiner gleichhändigen Verteilung der gebotenen Chancen sowohl die rassischen wie die ethnischen Minderheiten assimilieren und schließlich absorbieren könne. „It didn't happen“ — es ist nicht so gekommen.

„Es fällt schwer zu glauben“, so Glazer und Moynihan, „daß die geniale Befähigung zum Kompromiß und zum Arrangement, die diese Stadt zusammengehalten hat, obwohl sie aus lauter Minderheiten besteht, nun versagen sollte. Aber die Möglichkeit, im Jahr 1970, ist gegeben, und sie ist beängstigend.“

* Im Vordergrund der St. Calvary Friedhof im Stadtteil Queens.

ein Ort als ein Durchgangsstadium, eine aberwitzige Anhäufung von Kontrasten, eine steinerne Unvereinbarkeit, ein Supermarkt für Selbstversuche, ein Glücksspiel, ein Karneval. Aber irgendwo im irren Wirbel der Masken steht der Knochenmann und spielt auf seiner Fiedel.

„Am schönsten ist die Stadt“, schreibt Henry Miller, „wenn der süße Tod in ihr zu lärmern beginnt.“ Das ist „im Aufbruch des frühen Abends, wenn das vom Tode gekitzelte Rückgrat die Morsezeichen der Liebe durch alle Nervenzellen telegraphiert und am Broadway die Lautsprecher in gigantischer Lautstärke antworten“.

Der „süße Tod“ — Verklärung der Endzeit, angeleuchtete Phänomene des Zerfalls, der Rausch als Way of Death, la mort douce, Lustgeschrei aus dem Müll, oh Babylon, oh Calcutta: „eine biblische Stadt, die gefallen ist aus der Gnade Gottes“. Rette sie, wer kann.